

. . . und neues Leben blüht aus den Ruinen.

– Impressionen von der Burgruine Henneberg –

Keine halbe Stunde Wegs von Bauerbach, wo Friedrich Schiller vor gut zweihundert Jahren incognito als Dr. Ritter Asyl fand, erhebt sich eine mit prachtvollem Mischwald bestandene Kuppe, der Hainberg. Als ich das erste Mal hier hinauf wanderte, Anfang des Zweiten Weltkriegs, war ich fast noch ein Kind. Vielleicht beeindruckte mich das Stammschloß der Henneberger oder das, was von ihm übriggeblieben war, deshalb besonders. Der Bergfried erschien mir gewaltig, die Mauern eindrucksvoll und das Ausmaß der ehemals bebauten Fläche außergewöhnlich. Vielleicht war ich auch nur deshalb über die Größe bestürzt, weil ich bisher lediglich Ruinen kleiner Befestigungsanlagen kennengelernt hatte.

Zwanzig Jahre später sah ich sie wieder, die Burgruine Henneberg, und sie schien mir noch genau so sehenswert wie ehemals. Diesmal wußte ich, daß die Ausdehnung etwa 120 mal 60 Meter maß und die Anlage zu den größten ihrer Art in Franken und Thüringen zählte. Ich ahnte etwas von der Machtentfaltung des Geschlechts der Henneberger Grafen, das ein halbes Jahrtausend den Landstrich von der Rhön bis zum Main und von der Fränkischen Saale bis zum Rennsteig geprägt hatte. Nur – an ihrem Aussehen hatte sich etwas verändert.

Das Wappen über der Gedenktafel war zerschossen. Steine hatten sich von den Mauern gelöst und bildeten bizarre Haufen. Überhaupt erschien mir das Innere der Ruine reichlich „un gepflegt“. Nicht nur, daß das Gras auf dem Burghof ungehemmt gedieh. Dort, wo Schiller einst so gerne ausruhte, wenn er von Bauerbach aus den Berg erklimmen hatte, breitete sich Holunder. Zwischen Brunnen und Küche wuchs eine Birke heran, klein noch und unscheinbar, aber bereit ihre Zweige zu breiten. Entlang den Außenmauern schossen schnellwüchsige Weiden und

Linden empor. Aus den Fugen des Bergfrieds schob sich Buschgeäst, und zu seinen Füßen entfalteten sich üppige Belladonna-Sträucher. Was Wunder also, daß die Kinder in der Ruine wilde Wettkämpfe austrugen und Ostern ihre Eier suchten und daß sich in den warmen Monaten die Pärchen hier heimlich vergnügten.

Wieder zwanzig Jahre später gewann ich einen neuen Eindruck. Oder doch nicht? Das Gras hatte an Höhe gewonnen. Die Unkräuter auch. Die Bäume reckten bereits ihre Kronen und warfen Schatten auf den ehemals lichten Hof. Das war zu erwarten gewesen. Hatte sich wirklich nichts verändert? Sehen konnte ich nichts Ungewöhnliches, und anfassen ließ es sich nicht. War man jedoch sensibel genug, erfuhrte man das Ungewohnte.

Die DDR hatte inzwischen ihre Grenzanlagen ausgebaut, ein doppelter Metallgitterzaun trennte Ost und West, und Angehörige der Grenztruppen patrouillierten im Hinterland dieser Barriere. An jenem Nachmittag besuchte ich mit Freunden die Ruine. Wir durchschritten das Tor, wandten uns dem Bergfried zu. Da sahen wir die beiden Soldaten, die zwischen den Büschen lagerten. Als sie uns erblickten, erhoben sie sich. Einer rückte seine MPi zurecht, der andere legte grüßend die Hand an sein Käppi und verlangte die Papiere, die zum Betreten des Grenzgebiets berechtigten. Da war er, der „kleine“ Unterschied. Und er hatte dazu geführt, daß die Kinder ihre Ostereier im Dorf suchten und die Pärchen nicht mehr so abgelegene Spielplätze fanden.

Mit dem Winter von 1989 zum Jahre 1990 verschwanden die Grenztruppen der DDR endgültig von der Burg. Die Ruine lag so einsam wie fünfzig Jahre zuvor. Aber diejenigen der Bewohner Hennebergs, die sich der Geschichtsträchtigkeit ihrer Umgebung bewußt waren, begannen darüber nachzudenken, ob

es nicht an der Zeit sei, diese lethargische Ruhe zu durchbrechen. Eine ganze Landschaft trug den Namen der Burg, da mochte sie es wohl wert sein, daß man endlich wieder von ihr sprach. Plötzlich war in dem kleinen Dorf von kulturellem Erbe die Rede, von dem Wissen um die Geschichte der Burg und die eines ausgestorbenen Geschlechts. Die nächsten sprachen davon, daß man „dort oben“ gut Feste feiern könne. Andere führten auf einmal Begriffe wie „Tourismus“ und „attraktives Ausflugsziel“ im Munde. Gleich aus welchen Gründen, einig war man sich darüber, daß etwas getan werden mußte, um den offensichtlichen und heimlichen Verfall der Burgruine Henneberg aufzuhalten.

Als mit dem Frühling die Knospen aufbrachen, fanden sie sich erstmals zusammen. Vier, fünf von den Jungen, zwei, drei von den Alten beschlossen: Wir bilden einen Verein, der sich zum einen zur Aufgabe setzt, die Burgruine Henneberg zu erhalten und ihre Umgebung zu verschönern, zum anderen die Kenntnis um die Geschichte der Burg zu vertiefen, und zum dritten das Burggelände sinnvoll zu nutzen. Wie Letzteres aussehen sollte, fände sich, wenn der von Mauern umgebene Grund wieder anschnlich sei und die Wege rund um die den Hainberg attraktiv für Wanderer und künftige Besucher.

Der „Club Henneberg e.V.“ gründete sich im März 1990. Mochte ein Teil der Einwohner ihn nun als „neumodischen Kram“ ablehnen, mochte er anderen gleichgültig sein, Bürgermeister und Gemeinderat unterstützten den Club. Das sollte sich in der Zukunft sehr positiv auswirken. Vorerst jedoch gingen die Club-Mitglieder in einigen Einsätzen am Wochenende dem „Wildwuchs“ auf dem Burggelände zu Leibe. Bäume wurden gefällt, Büsche und Sträucher gerodet, das Gras gemäht. All das jedoch mit dem Blick für das Ganze. Hier blieb eine junge Birke stehen, dort ein Belladonnastrauch und an jener Ecke eine Wildkirsche. Bei einem dieser ersten Wochenend-Einsätze – so hat mir die Clubvorsitzende erzählt – tauchte plötzlich ein Wanderer in Kniebundhosen auf, ein „Mann in den besten Jahren“, mit seinem Enkel. Das, was auf der Burg geschah, fand er großartig, bot seine Hilfe an und griff dort mit zu, wo es

am notwendigsten war. Später, viel später erst gab er sich zu erkennen. Als Oskar Fritz, Stadtrat von Mellrichstadt. So schlug das Wirken des Burgclubs bereits eine Brücke zwischen Thüringen und Bayern, als es das „Land Thüringen“ noch gar nicht wieder gab.

In der Folgezeit wurde der Weg hinauf zur Burg vorbereitet und befestigt. Die im Ort vorhandenen ABM-Kräfte halfen kräftig mit, leisteten einen Großteil der Arbeit. Hier wirkte sich die Unterstützung durch den Gemeinderat und den Bürgermeister aus. Als es darum ging, die Fugen im Mauerwerk der Burg zu verschmieren und die Mauerkronen zu sichern, war auch der Rat der Denkmalpfleger gefragt. Das alles wäre mit dem Eifer der Club-Mitglieder allein nicht zu erreichen gewesen.

Eines vergaßen die Angehörigen des Burgclubs nicht: Sie hatten beschlossen, ihre Geselligkeiten auf dem Burgberg zu feiern. Was heißt ihre Geselligkeiten? Der Club wollte für die Allgemeinheit wirken, für die Kinder zum Beispiel. Also vergnügte man sich – die Tage waren länger geworden, die Luft lind – nicht nur im engen Kreise. Ein Kinderfest ward angesagt. Der Rost wurde angeworfen, die Bratwürste dufteten, die Rostbrätel grillen, die Kinder erfreuten sich beim Wettspiel und auf dem Ponywagen und... und... und übermachten schließlich sogar in Zelten auf der Burg. Weil sich alles so gut anließ, lud der Burgclub bald schon zu Sommerfesten ein. Jahr für Jahr entdeckten immer mehr Vereinigungen den Reiz solcher Veranstaltungen in den Mauern der altherwürdigen Burg. Die Rote-Kreuz-Gruppen der Umgebung trafen sich hier. Sängerbünde kamen am Fuße des Bergfrieds zusammen. Lieder verschiedener Chöre klangen durch die Ruinen. Wandergruppen wählten die Ruine als Ziel, und der Rhönclub bestimmte sie als Endpunkt einer Sternwanderung.

In diesem Jahr feiert man in den Henneberger Landen die Wiederkehr des Jahres, in dem sich ein Graf Godebold erstmals Graf von Henneberg nannte. Das wird ein Anlaß für viele – nicht nur für Geschichtsvereine und Traditionsverbände – sein, das Stammschloß des erloschenen Hauses Henneberg zu besuchen. Der Club Henneberg und die Bürger

des kleinen Ortes sind auf reichlich Gäste eingestellt, besonders an jenem Wochenende, an dem sie alle ihr Volksfest feiern. Musik wird sein und ein Festumzug, ein Historienspiel und mittelalterliches Markttreiben. Und noch viel mehr. Natürlich haben sich die, die dem „Club Henneberg“ zugehören, ihre Angehörigen und fast alle Bürger des Ortes an den Vorbereitungen mit großem Eifer beteiligt. Hier näht eine junge Frau Kostüme für den Umzug, dort lernt einer strebsam seine Rolle für das Historienspiel, und ein dritter – er zählt schon über 75 Jahre – fertigt Wimpelketten.

Auf der Burg wird planiert und gehämmert und gezimmert. Es gibt wohl kein Mitglied des Clubs, das nicht sein Scherflein zum Gelingen beiträgt. Auch von außerhalb erhalten die Organisationen dieses Volksfestes rege

Unterstützung. Stellvertretend für alle seien hier nur die Freunde des Heimatvereins in Reiterswiesen bei Kissingen genannt. Sie fühlen sich dem Club besonders verbunden, weil ihre Burg die Residenz des Minnesängers Otto von Botenlauben – auch ein Henneberger – war.

Den 6. und 7. Juli wird sich mancher in seinen Terminkalender geschrieben haben. Er will kommen, um die „neue“ alte Ruine der Burg Henneberg zu sehen. Und wer ihren Bergfried erstiegen hat, wird sich Augen und Sinne putzen für den Blick in die Weite der Landschaft, hinüber zur Hochröhnstraße im Westen und zum Thüringer Wald im Osten. Vielleicht wird er die Ruine in sein Herz schließen, und er wird eventuell von Zeit zu Zeit wiederkommen, um ihre Mauern zu sehen.

Margarete Braungart

Henneberg und sein glückliches Huhn – Eine Liebeserklärung –

Seit knapp tausend Jahren prägt der Name Henneberg mal mehr, mal weniger deutlich klingend unsere Landschaft, und dieser Name scheint ewigen Klang zu haben.

Er weckt bei den Einheimischen Gefühle, deren sie sich nicht zu schämen brauchen. Selbst der trockenste Materialist findet hier etwas, wovon er schwärmen kann, mindestens sind es die gute Wurst, das Bier und die sonntäglichen Klöße. Für die Idealisten gibt es ohnehin genug zu bejubeln. Die hennebergischen Wälder mit Frühlingsrauschen über einem Meer von Leberblümchen (die Bäume sind zwar nicht mehr so ganz gesund, stehen aber noch fest). Dorfromantik mit Fachwerkhäusern und Wehrkirchen (die ortsüblichen Betonburgen und Massengaragen werden demnächst von altbundesländischen Dorf-

und Stadtsanierern mit wildem Wein überzogen, wurde mir mitgeteilt). Die idyllischen, holprigen Wege, auf denen man noch richtig laufen können muß (es gibt hierzulande mindestens drei Leute, wenn nicht noch mehr, die ihre eigenen Füße trotz Führerschein und Zweitwagen benutzen). Die herrliche hennebergische Mundart mit den treffendsten Formulierungen der Welt. Anderswo muß man mühevoll sagen: „Ich bin fertig, total erschöpft und möchte nur noch nach Hause und mich ausruhen.“ In Henneberg genügen dafür drei kurze Worte: „Müd – Bett – häm!“ (Daß manche hennebergisch parlierenden Kinder ständig auf Kriegsfuß mit ihrem Deutschlehrer stehen, muß halt hingenommen werden).

Ich selbst liebe Henneberg wegen seinem Wappen. Ein Land, das so ein nützliches Tier